

## Von der Sterblichkeit der Dichter

– Zum 15. Todestag von Johannes Bobrowski. –

Wer zwischen den Zeiten einhergeht, Gewesenes und Künftiges vergegenwärtigt, spricht auch mit noch nicht und nicht mehr vorhandenen Leuten. Das Gespräch, das er mit den Lebenden führt, hat daher bei aller Deutlichkeit immer etwas Provisorisches: als käme da noch etwas, als wäre da noch etwas gewesen. Dem ganz zeitgenössischen Zeitgenossen, der den Blick auf seine Straße, die er fährt, gerichtet hält, kommt solch janushaftes Existieren mit einigem Recht sonderbar gefährlich und komisch vor. Denn er geriete aus dem Gleis, würde aus der nächsten Kurve getragen, kollidierte mit dem erstbesten, der ihm entgegenkäme, wenn er sich und seinen Blick derart frei hielte. Lineares, vernünftiges Leben beschneidet sich selbst, bescheidet sich mit der flüchtigsten Zeitform: dem Präsens. Erst der Nekrolog bringt alle Zeiten, die wirkliche Zeit also, ins freilich nun schon ausgespielte Spiel. Bombastisch und sinnlos zugleich:

*Wir (Präsens) werden (Futur) dich (Imperfekt) nie vergessen.*

Die vernünftige Existenz, der in der Regel so Unvernünftiges nachgerufen wird, stirbt, wenn sie letztlich stirbt, nicht zum erstenmal. Die Unvernunft, zu der auch sie sich einst verstanden hätte, war eine Möglichkeitsform ihrer selbst. Von ihr selbst jedoch im Blick auf das andere, die anderen, in aller Stille umgebracht. Um ihre Möglichkeit gebracht: in den Schlingen jener am Ende der Vernunft lauenden Resignation.

„Minerva – der Tod des Dichters“ ist eine Zeichnung von Corbusier oder Cocteau unterschrieben, die einfach nur zeigt, was ihr Titel sagt: Die behelmte Göttin der Vernunft durchbohrt mit sondierender Lanze den Brustkorb des am Boden liegenden Dichters. Dieser Zeichnung verdanke ich vermutlich mein frühes Erwachen. Und ein Gespür für das Tödliche unterhalb der Schwelle des Herzinfarkts, der vereiterten Blinddarmentzündungen, der tödlichen Allergien und inoperablen Karzinome. Tod wurde mir zum Gleichwort für Vergänglichkeit und Vergängliches, Schluß und Abschluß, Vollendung und Endung, verschlossenes Schweigen und letzte Vernunft. In der Umdrehung, Umstülpung dieser Definition sah und suchte ich mein Heil. Prozeßhafte Dauer, unausgesetztes Beginnen, offenes Sprechen und Mut zur Unvernunft, zum Unvernünftigen wurden mir zu Garanten andauernden, fortdauernden, Sterblichkeit überwindenden Lebens. Und ferner fand ich, daß alle Dichter, die ich liebte, die zu mir sprachen, es ähnlich hielten. Ihre Vitalität, die Lebendigkeit ihrer Verse hatten, wenn ich schärfer hinsah, immer etwas mit Unvernunft und der Aufhebung von Zeit und Raum zu tun, revoltierten unablässig gegen Tod und frühe Sterblichkeit.

Als die Nachricht vom frühen Ableben Johannes Bobrowskis vor genau 15 Jahren seine Leser erschütterte, war ich gewiß einer der wenigen unter seinen Verehrern, die Kopf und Herz unverschämt hoch trugen. Es gelang mir nicht, Bobrowski gehörig zu betrauern. Ich nahm seinen Tod nicht ernst, sah in ihm nichts Endgültiges. Und das hat sich über die Jahre hin nicht geändert. Ich spüre seine unverminderte Lebendigkeit, höre sogar seinen Atem und sein Vokabular in den ersten Versen heutiger junger Leute, die damals, als er starb, gerade laufen lernten. Und ich lese in seinen letzten beiden, postum erschienenen Gedichtbänden, wie sehr ihm die Frage des Todes zur Frage des Lebens geworden ist. Fast jedes seiner Gedichte be- oder umschreibt den Tod. Die gelungene Metapher, das dauerhafte Bild, schlägt das Leichentuch zurück, läßt den Abgelebten fortleben. Etwa im Gedicht auf Marcel Proust, wenn es am Schlusse heißt:

*... Der geschlossene Mund.*

*Eine junge Rose,  
auf eine Schläfe gelegt.*

Das ist eben gesagt und eben gesehen worden. Es vergegenwärtigt die unverwechselbare Attitüde des präsenten Proustschen Werks. Und im Blick auf die eigene Gestalt und Existenz sagt Bobrowski im Gedicht „Dezember“:

*Irdisch bin ich,  
ich fall an die Erde, der alte Chinese  
stieg in sein Bild,  
ging davon.*

Das klingt nach vermehrter Sterblichkeit, hebt sich aber raffiniert auf, indem es sich ins haftende Bild, „an die Erde“, fallen läßt. Und Erde, was ist Erde? Im Blick aufs „Moor“ enträtselt sich's, auch wieder mit dem Blick aufs Letzte, das dauert:

*Wortlos treten wir schwanken,  
durchfeuchteten Boden. Verwurzelung  
spürend, aber unmächtig  
der eigenen alten Bestimmung:  
die Jahre anzunehmen, zu gehn.*

*Bleiben ist bitter, Verharren  
tödlich. So müssen wir schwinden,  
jener, der wir entstammen,  
der seufzenden Erd,  
in den Schoß.*

*Sie,  
aus Ruh und Entteilen,  
wird uns bewahren.*

Bewahren, bewahrheiten, verwirklichen – die Assoziation ist zulässig, verweist etymologisch erkennbar auf den dennoch kaum mehr gewußten Zusammenhang. Und vor dem Schwinden auf Zeit gilt's „Vorsorge“ zu treffen, für den Fall aller Fälle, daß nämlich Erde sich selbst vergißt und ihr bewahrendes Sein:

*Anfälle von Trunksucht.  
Sie kommen  
wie das Schweigen  
kommt.*

*Die Karte ist an die Wand genagelt,  
unterstrichen ein Name,  
die unaufgefundene Stadt,  
ingezeichnet  
Wege dorthin.*

*Klette,  
treib große Blätter,  
verlässlichen Schutz.*

Das Unaufgefundene, Uneroberte als Triebkraft menschlichen Seins. Der gewöhnliche Sterbliche verbucht es irgendwann als Defizit, schreibt es ab, läßt es sein, setzt sich keine Läuse und keine Kletten ins Fell, vernichtet die Karten mit den unerreichbar scheinenden Plätzen, beruft sich auf die Vernunft. Der Unvernünftige aber, der Dichter, rettet sich ins unglückliche Verhältnis. In der Hoffnung, das Objekt seiner Sehnsucht möge ihn oder etwas von ihm halten, wenn ihn sonst nichts mehr hält. Und in der Tat: Ist es heute möglich, von Sarmatien, vom Baltikum zu reden, ohne Bobrowskis zu gedenken? Kommt nicht unweigerlich ins Ohr, was er da auffing und aufhob in Zeilen?

*Immer  
den Fluß hinauf  
will gehn dein Lied, ein Gewölk,  
das kam auf der Wilia her,  
eine Waldtaube, dunkel, abends  
rief es im Windgesträuch...*

Hörbar wird in diesem lyrischen Gedenkblatt für die litauische Dichterin Julia Žemaitė das bislang Unhörbare, man kann auch sagen Unerhörte. Gesträuch und Wind – wie reimt sich das zusammen? Es reimt sich für den Unvernünftigen, den Dichter, das Kind. Und zwar nicht nur als ein Gesträuch, durch das der Wind geht, sondern als ein Gesträuch, das aus Wind ist. Die Unvernünftigen spüren den Wind und seine Vielgestaltigkeit jenseits aller Erfahrungswerte. Sie spielen mit ihm, sagen ihm Guten Tag und Auf Wiedersehen, und stricheln ihn aufs Papier. Da sind es Zweige. Auch die Unvernunft hat ihre Logik. Wer sich ihren Schlüssen anschließt, sieht sich befreit: zu spielerischer, frei spielender Betrachtung und Empfindung seiner eigenen und aller Existenz. Es bedarf nur des Worts und zuvor des Muts, um zu sagen, was wir hoffen. Das Ungesagte, nicht Erhoffte – warum und wie sollte es wahr werden? Bobrowski gibt „Antwort“:

*Die mich einscharren  
unter die Wurzeln,  
hören:  
er redet,  
zum Sand,  
der ihm den Mund füllt – so wird  
reden der Sand, und wird  
schreien der Stein, und wird  
fliegen das Wasser.*

Wen dies nicht zu trösten vermag, dem sei noch ein anderer Text ins Gedächtnis gerufen und zur abermaligen Lektüre empfohlen. Bobrowski schrieb ihn neun Jahre vor seinem Tod. Das im Juni 1956 entstandene Gedicht heißt „September“ und liest sich mir im Gedanken an den 2. September 1965 wie eine helle, ermunternde Prophetie:

*Nun ist ein Dunkel,  
weit,  
über die Stunde herab  
wehend. Du willst nicht gehn.  
Blaß die Rosen, noch  
die Aster  
am Zaun herauf,  
blau und der Dämmerung*

*Gebild.*

*Und wir werden einander  
lieben, in jeden Morgen  
setzen den Schritt, die weißen  
Lieder rufen aus Schnee,  
laut  
und die Brust  
voller Sommer,  
Küsse im Nacken Singsang  
der Grillen im Haar.*

Jürgen Rennert, Sendung in *Das Literaturjournal* am 3.9.1980